



Michaela Wiesner-Bangard
Ursula Welsch

Lou Andreas- Salomé

Eine Biographie



MedienEdition Welsch

Michaela Wiesner-Bangard und Ursula Welsch

Lou Andreas- Salomé

Eine Biographie

MedienEdition Welsch

IMPRESSUM

Aktualisierte und erweiterte Ausgabe nach der Taschenbuchausgabe von Reclam Leipzig (2008).

© 2010 MedienEdition Welsch

D-83373 Taching am See, Tachenseestr. 2, Tel. +49-(0)8681-471 852,
info@medienedition.de, www.medienedition.de

Alle elektronischen Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3150200391 (Printausgabe Reclam Leipzig),

ISBN 978-3-937211-06-3 (PDF-E-Book)

Cover-Design: Bernhard Maier (team|werk), München

Visuelles Konzept: Karin Büchner, München

XSL-FO-Design: Manfred Krüger, St. Leon-Rot

Cover-Foto: Lou Andreas-Salomé und Friedrich Carl Andreas (1886)

INHALT

4	Editorische Notiz
5	Kindheit
51	Jugend
161	Reife
250	Lebensmitte
322	In der Schule bei Freud
381	Die Psychoanalyse
509	Alter
611	Literatur

EDITORISCHE NOTIZ

Diese Ausgabe basiert auf der Taschenbuchausgabe bei Reclam Leipzig 2002, die 2008 leicht aktualisiert wurde. Wir haben sie an einigen Stellen weiter aktualisiert und haben außerdem zusätzlich das Kapitel »Psychoanalyse« aus der ursprünglichen Hardcoverausgabe von 1989 integriert, das sich intensiv mit der professionellen psychoanalytischen Tätigkeit von Lou Andreas-Salomé beschäftigt.

»Das war eine sonderbare Angelegenheit mit unseren Spiegeln. Wenn ich da hineinzuschauen hatte, dann verdutzte mich gewissermaßen, so deutlich zu erschauen, daß ich nur das war, was ich da sah: so abgegrenzt, eingeklaftert: so gezwungen, beim Übrigen, sogar Nächstliegenden einfach aufzuhören.«
(LRB S. 12)

Gott

»Meine früheste Kindheitserinnerung ist mein Umgang mit Gott. Es klingt wunderbar wenn man es ausspricht. Aber offenbar verblaßten dieser Erinnerung gegenüber in meinem Bewußtsein allmählich die ersten Eindrücke des häuslichen Lebens, der Familienbeziehungen, des Spiels mit den Altersgenossen. Von den formlos ineinander rinnenden Bildern und

Szenen dieser frühen Lebensjahre hob sich später, wie von buntgewirktem Hintergrund, in großen, einfachen Umrissen nur das Eine Bild ab, das in seiner eigentümlichen Monotonie sich gleich blieb die ganze Kindheit hindurch - der Umgang mit Gott.« (»Gottesschöpfung« S. 169 [Aufsätze und Essays Bd. 1, S. 133]). Mit einunddreißig Jahren zog Lou Andreas-Salomé dieses aufschlußreiche Resümee ihrer Kindheit. Nicht die Familie war das Einprägsamste, sondern die innige Verbundenheit mit dem »lieben Gott«. Ihre Beziehung zu ihrem Kindergott erschöpfte sich nicht im allabendlichen Vortragen von einstudierten Kindergebeten oder der Furcht vor der wachsamem Instanz, der auch das kleinste Vergehen nicht verborgen bleibt: Ihr Verhältnis zu Gott war ein ganz anderes, es war allumfassend und vereinnahmend, denn sie betrachtete Gott als ihr »Eigentum«, in dem sich elterliche Autorität und großväterliche Nachsicht vereinten. Diesem Kindergott wurde denn auch ein ganzes kleines Universum angetragen, ihm erzählte sie eigenständige Geschichten, in denen die Grenzen von Wirklichkeit und Phantasie vollkommen verschwammen. Grundlage und

Ausgangspunkt dieser Erzählungen waren die realen Menschen, denen das Kind bei Spaziergängen in der Stadt begegnete und die zu Protagonisten wurden, deren Schicksale die kleine Louise im Geiste miteinander verwob. »So entstanden lebende und doch erträumte Gebilde, die ich mit Namen und Schicksal versah und, je nach Aussehen und Bedarf, mit allem, was ich in den schönsten Schaufenstern, ohne zu sparen, für sie aussuchte. Jeder Zug an diesen Menschen - Blick, Haltung, Miene - prägte sich mir unauslöschlich ein wie Offenbarung. Jedem neuen, mir begegnenden und geeignet erscheinenden Exemplar ging ich innerlich (soweit es anging auch äußerlich) so lange nach, bis es in den Kreis der schon vorhandenen Zusammenhänge ordentlich eingereiht war, und während sie ahnungslos an mir vorüberschritten, Männer, Frauen, Kinder, Greise, war schon über sie und über ihr Leben beschlossen, besaßen sie schon zur gleichen Stunde ihre vergangene Jugend oder ihr zukünftiges Alter, ihren Vorfahren oder ihr Kindeskind in irgendeinem andern.« (»Im Spiegel« S. 86). Das Mädchen beschäftigte sich also nicht mit den realen Personen seiner Umgebung -

seinen Eltern, seinen Brüdern, seinen Spielkameraden (so es denn welche hatte) -, sondern mit phantasierten Gestalten und Schicksalen. Mit dieser selbstgeschaffenen innerweltlichen Wirklichkeit füllte die kleine Louise den Raum aus, den die Beziehung zu ihrer Familie nicht füllen konnte: Sie kompensierte damit das Gefühl von großer Einsamkeit. Die Distanz zum Elternhaus ist sicherlich eine der Ursachen dafür, daß sie schon als Kind bei aller Sensibilität und Aufnahmefähigkeit in so hohem Maße unabhängig und autonom sein konnte. Erst im nachhinein - als Erwachsene - hat Lou ihre Familie und ihre russische Heimat bewußt wahrgenommen, erlebt und geliebt. In ihren Briefen und Tagebüchern finden sich immer wieder Stellen, wo sie die Erfahrung dieses nachträglichen Erlebens schildert - und in dem Einsamkeitsgefühl ihrer Kindheit positive Akzente für ihre Entwicklung sucht. So schreibt sie etwa in einer Tagebuchaufzeichnung vom 9. Oktober 1904: »Ich denke jetzt oft: wenn ich sie [die Mutter] und die Meinen und ihr Land von klein auf geliebt hätte wie nun, dann müßte das die ganze eigene Entwicklung gehemmt haben. Aber ich ahnte in

Petersburg nur kaum Rußland, in den Meinen nur die Menschen, die ich später liebte: und das macht frei. Vielleicht zu frei? Jedenfalls ermöglicht es eine Fülle individuellen Lebensglücks. Tritt es dann später noch hinzu, bedeutete es allerdings dennoch eine Bereicherung ohne die auch solches Glück arm, einseitig bliebe.«

Als Kind suchte sie ihr »individuelles Lebensglück« in der phantastischen Welt ihrer Geschichten und imaginierten Erlebnisse, die, wurden sie in die Wirklichkeit hinein verlängert, von den Erwachsenen meist lächelnd und kopfschüttelnd übergangen wurden. Als sie jedoch eines Tages mit einer kleinen Verwandten von einem Spaziergang zurückkehrte und - gefragt nach dem Erlebten - »ungekürzt ein ganzes Drama« (LRB S. 13) von sich gab, wurde sie von ihrer Begleiterin der Lüge bezichtigt. Seit diesem Vorfall, der ihr die Diskrepanz zwischen Realität und Phantasie wohl zum ersten Mal bewußt machte, behielt sie ihre überschießenden Ideen und Tagträume möglichst für sich. Nur ihrem größten Vertrauten, ihrem lieben Gott, berichtete sie nach wie vor rückhaltlos alles, was sie beschäftigte

und was sie sich ausdachte. Er kannte ja Außen- und Innenwelt gleichermaßen, ihm gegenüber gab es diese zwei Ebenen nicht. Die der Realität hinzugedichtete Welt erhielt durch ein einleitendes »wie du weißt« die Beglaubigung ihrer Tatsächlichkeit. Dieses plaudernde Phantasieren war »ein langes, stets von neuem begonnenes kindliches Zwiegespräch, welches den Tag begleitete und in welchem der Tag ausklang, wie mit einem letzten Gespräch bei Einbruch der Nacht, - wie mit einem letzten zuversichtlich warmen Anschmiegen an den Unsichtbaren, immer Gegenwärtigen.« (»Gottesschöpfung« S. 170 [Aufsätze und Essays Bd. 1, S. 135]).

So innig diese Beziehung zu ihrem Gott war, so erschütternd war für sie der Verlust dieses »immer Gegenwärtigen«, dieses sanktionierenden Pols ihres Lebens - nicht nur als Kind, sondern lebenslang. Der Anlaß für diesen Gottverlust war ein denkbar banaler: Gegen Ende des Winters erfuhr die kleine Louise von einem Knecht, daß vor dem Häuschen, das man ihr im Garten des elterlichen Landhauses gebaut hatte, ein wunderliches Paar

aufgetaucht sei. Es seien aber Gestalten, die man besser nicht ins Haus einließe. Als der Knecht nach einer Woche wieder in die Stadt kam, fragte das Mädchen besorgt, wie es den beiden Leuten denn ginge, und es erfuhr zu seinem Entsetzen, daß das wartende Paar immer mehr heruntergekommen, immer dünner und kleiner geworden sei - bis der Knecht eines Tages vor dem Gartenhäuschen nur noch die schwarzen Knöpfe vom Mantel der Frau, den alten Hut des Mannes und die zu Eis gewordenen Tränen der beiden vorgefunden habe. In ihrer kindlichen Arglosigkeit durchschaute Louise nicht, daß der Knecht von einem Schneemann und seiner Frau gesprochen hatte. Mit ihrer Frage, weshalb etwas so »fraglos Vorhandenes« (LRB S. 15) einfach verschwinden kann, wandte sie sich jedoch weder an den Knecht noch an ihre Eltern, sondern an die Instanz, die ihr größtes Vertrauen genoß: an ihren Kindergott. Hatte es ihr vorher nie Bedenken verursacht, daß ihr allwissender Freund immer nur wohlwollend gelauscht hatte, so wurde ihr sein unerwartetes Stummbleiben in dieser für sie so entscheidenden Situation umso

schmerzlicher bewußt. Daß er ihr keine Antwort auf ihre bange Frage gab, bedeutete für sie »eine Katastrophe. Aber es war nicht nur eine persönliche Katastrophe: Sie riß den Vorhang auseinander vor einer unaussprechlichen Unheimlichkeit, die dahinter gelauert hatte. Denn nicht nur von mir hinweg entschwand ja der Gott, der auf dem Vorhang draufgemalt gewesen war, sondern überhaupt - dem ganzen Universum - entschwand er damit.« (LRB S. 16).

Dieser Gottverlust prägte ihr Weltbild und beschäftigte sie ein Leben lang. Erst nach und nach erkannte sie die volle Bedeutung dieser Erfahrung. So erzeugte dieser für sie universelle Verlust und das dadurch entstandene Bewußtsein der metaphysischen Einsamkeit alles Seienden neben dem Schock der Erkenntnis zugleich ein Gefühl, von dem sie selbst sagt, daß es »das Positivste [ist] davon mein Leben weiß: eine damals dunkel erwachende, nie mehr ablassende durchschlagende Grundempfindung unermeßlicher Schicksalsgenossenschaft mit allem, was ist« (LRB S. 24),

ein Grundempfinden, das ihre Persönlichkeit, ihre Menschlichkeit und ihre Ausstrahlung wesentlich mitbestimmte.

Das Verhalten der kleinen Louise änderte sich spürbar: Sie wurde ruhiger, braver, weniger aufmüpfig; denn sie hatte Mitleid mit ihren religiösen Eltern, die ja nicht ahnten, daß Gott nicht mehr existierte. An den Hausandachten, die ihr schon vorher keinen Zugang zu ihrem Gott ermöglicht hatten, nahm sie weiterhin teil; aber auch die fromme Geste des Händefaltens brachte ihr den entschwundenen Gott nicht zurück. Besonders schmerzlich war, daß ihre Geschichten - die phantasierten Lebensläufe - nun nicht mehr von einer höheren Instanz sanktioniert wurden, daß sie diese Menschenschicksale nicht mehr in Gottes Obhut wußte. So wurde ihr Geschichtenerzählen, das weiterhin großen Raum einnahm, immer stärker »eine uneingestanden sorgenvolle Angelegenheit« (LRB S. 18); denn nun war sie ja ganz allein verantwortlich für das Wohlergehen ihrer ausgedachten Gestalten. Da aber die Figuren immer zahlreicher wurden und die Schicksale der Phantasiemenschen mit

wachsendem Bewußtsein ihrer Schöpferin immer komplizierter verliefen, wurden bald Notizen als Gedächtnisstützen notwendig. Zuerst waren es nur Striche und Symbole, später - als sie schreiben konnte - auch Stichworte, Daten, Namen und Zahlen, schließlich auch Skizzen wichtiger Zusammenhänge. Diese Notizen waren »halb Schriftwerk, halb Netzwerk: für mich jedoch Geheimzeichen, an deren richtiger Entzifferung mir alles zu hängen schien, so daß, wenn ich an den Kindermasern gestorben wäre, ich es vermutlich getan hätte mit den sorgenvollen Gefühlen einer für ungezählte Schicksale verantwortlichen Menschenmutter.« (»Im Spiegel« S. 86) Das kindliche Phantasieren und das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Schicksal ihrer Geschöpfe bildete - auch nach Lou Andreas-Salomés eigener Einschätzung - die Grundlage ihrer späteren schriftstellerischen Tätigkeit: »Möglicherweise hat im späteren Leben noch, als ein Niederschreiben von Erzählbüchern, etwas von solcher Gewöhnung sich nur wiederholt.« (LRB S. 19).

Der Verlust ihres Kindergottes und die große Verantwortung für die Gestalten ihres kindlichen Kosmos, die sie von diesem Gott übernahm und sich selbst aufbürdete, mögen wohl Lou Andreas-Salomés negative retrospektive Beurteilung ihrer eigenen Kindheit mitbegründet haben: »Ich glaube doch«, schrieb sie im Dezember 1908 in einem Brief an Frieda von Bülow, »für die meisten Menschen ist die Kindheit die beste Zeit, wenn sie später daran zurückdenken, nur war es für mich die am wenigsten gute.« (LRB S. 269).

Aber schienen die Familie und die Lebensumstände, in die sie hineingeboren wurde, nicht die besten Voraussetzungen für eine schöne und glückliche Kindheit zu bieten?

Familie

Nachdem das Ehepaar Louise und Gustav von Salomé bereits fünf Söhne hatte, kam in St. Petersburg am 12. Februar 1861 als jüngstes Kind ein Mädchen zur Welt. Es erhielt den Namen der Mutter. Besonders der Vater

war überglücklich über die Geburt der Tochter. Die Mutter hätte wohl, wie Lou berichtet, lieber noch einen Sohn bekommen. Wahrscheinlich hatte sie - nicht ganz zu Unrecht - befürchtet, daß ihr die Erziehung einer Tochter in einer reinen »Männer-Familie« nicht leicht fallen würde.

Louise von Salomé, geborene Wilm, stammte aus einer Hamburger Kaufmannsfamilie. Ihr Vater, Martin Siegfried Wilm, war Zuckerfabrikant; die Mutter, Anna Sophie Luise Duve, vererbte der Tochter, die am 7.2.1823 geboren wurde, dänisches Blut. Nach dem Tod ihrer Großmutter übernahm Louise Wilm bereits in sehr jungen Jahren die Leitung des großen Haushalts, um der Bevormundung durch eine Stieftante zu entgehen. Charakteristisch für ihr Wesen dürfte sein, daß sich die 21jährige vor ihrer Hochzeit mit dem um neunzehn Jahre älteren Gustav von Salomé einer gründlichen religiösen Selbstprüfung unterzog und das Gelöbnis ablegte, »die eigenen Schwächen in der Hingabe zu überwinden« (LRB S. 226). Allem Anschein nach hat sie mit Gustav von Salomé eine harmonische und glückliche Ehe geführt. Sie hat die eigene starke Persönlichkeit ihren

Pflichten als Ehefrau und Mutter vorbehaltlos untergeordnet. Louise von Salomé war eine strenge Frau - streng gegen sich selbst und gegen ihre Kinder. Hinter dieser Disziplin verbarg sich aber ein äußerst temperamentvolles Wesen, das sie manchmal nur mühsam in Zaum hielt. Von diesem aufrührerischen Geist sollte sich bei der Tochter ein Gutteil wiederfinden. Ansonsten aber waren die beiden Frauen keineswegs wesensgleich, und eine emotionale Bindung der Tochter an die Mutter war in Louises Kindheit und Jugend kaum vorhanden. Ihre Beziehung war - ausgehend von der Mutter, die Gefühlsäußerungen ablehnte und auch die »Grundversorgung« ihres jüngsten Kindes einer Amme und einer Kinderfrau überließ - ausgesprochen kühl und distanziert. Eine Episode, die besonders ihr unbekümmertes kindliches Verhalten schildert, ist in diesem Zusammenhang insofern aufschlussreich, als sie die erwachsene Lou für überlieferenswert hielt: Als kleines Mädchen war sie einmal mit ihrer Mutter am Meer. Das Kind rief seiner »Muschka«, die gerade schwamm, neugierig und unbedarft zu, doch einfach einmal zu ertrinken. Auf den Einwand der

Mutter, daß sie dann ja tot wäre, rief die Tochter unbekümmert zurück:
»Macht nichts.« (LRB S. 50).

Erst nach den Auseinandersetzungen in der Pubertät und den Kämpfen zu Anfang ihres dritten Lebensjahrzehnts entwickelte Lou ein innigeres Verhältnis zu ihrer Mutter; erst dann konnte sie aus der Distanz der Erwachsenen deren Charakter wahrnehmen. Später sah sie eine Ursache für das gespaltene Verhältnis zu ihrer Mutter auch darin, daß »ich nicht in Mama die wahlverwandte Freundin meiner Jugend besessen habe, sondern auf Kampffuß mit ihr stand, durch Kampf alles ertrug, was vielleicht eine ganz anders geartete Mutter lieber mir bewilligt hätte. Erst hinterher sah ich sie klar und unvoreingenommen, und da liebte ich sie um ihrer Kraft, Treue und großen Vornehmheit willen.« (LRB S. 226). Lou stellte rückblickend fest, daß ihre Mutter nie ein weicher Mensch gewesen sei; erst im Alter sei sie - wie Früchte, die erst im Herbst reifen und ihre Süße entfalten - sanft und warm geworden. Dennoch dauerte es bis zum letzten Besuch, den die Tochter bei der hochbetagten Mutter vor deren Tod

machte, bis es auch zu einer körperlichen Zärtlichkeit zwischen den beiden Frauen kam: Beim Abschied im Morgengrauen schmiegte und kuschelte sich die Greisin mit ihrem schmalen und zarten Körper an die über vierzigjährige Tochter. Und diese durchfuhr bei der ersten und letzten Zärtlichkeit der Mutter der schmerzhafteste Gedanke: »- Oh warum, warum - - erst jetzt -!« (LRB S. 58)

Wesentlich gefühlsbetonter von Anfang an war ihre Beziehung zum Vater, der altersmäßig ihr Großvater hätte sein können. Gustav von Salomé wurde am 4. Juli 1804 im Baltikum geboren. Seine Vorfahren väterlicherseits waren Hugenotten aus Avignon, die nach der Französischen Revolution über Straßburg und Deutschland ins Baltikum gelangt waren.

Mütterlicherseits entstammte er einer deutschbaltischen Familie. Sein Vater war früh gestorben und hatte eine große Familie von neun Söhnen und einer Tochter zurückgelassen. Gustav von Salomé wurde bereits in früher Jugend nach St. Petersburg geschickt und dort militärisch erzogen. Als Soldat zeichnete er sich - schon zum Oberst befördert - besonders beim

polnischen Aufstand 1830 aus; er wurde für die »Erstürmung Warschaus« geehrt und erhielt zum französischen auch den erblichen russischen Adel. Seine militärische Karriere beendete er als General; später im Zivilleben wurde er zum Geheimen Staatsrat ernannt und unternahm auch dann noch militärische Inspektionsreisen. Puschkin und Lermontow, die beiden Erneuerer der russischen Literatur, zählte er zu seinen Freunden; Zar Nikolaus I. stand er persönlich nahe.

Lou beschreibt ihren Vater als lebensbejahenden, tatkräftigen Mann von großer Autorität, dabei offen, gütig und ohne Falschheit und Argwohn. Sein warmherziges Wesen nahm der strengen Familienstruktur viel von ihrer Härte; dennoch wurden die Kinder im Hause Salomé autoritär erzogen.

Seine Frau behandelte er als gleichberechtigte oder besser: respektierte Partnerin. In seine kleine Tochter aber, »Ljola« genannt, war er vernarrt, und ihm selbst tat es wohl am meisten weh, wenn er sich gezwungen sah, sie zu strafen: Lou berichtet, daß sie im Alter von drei bis vier Jahren gelegentlich unter sogenannten Wachstumsschmerzen litt. Der Vater nahm

sie dann oft zärtlich auf den Arm und trug sie umher, um die Schmerzen zu lindern, die ihr das Gehen erschwerten: höchstes Glück für die kleine Ljola, deren Mutter ja alle Zärtlichkeiten ablehnte - und in deren Gegenwart Vater und Tochter ihre Liebkosungen auch unterließen! Kein Wunder also, daß Ljola nicht immer - wie befohlen - sofort damit herausrückte, wenn die Schmerzen abgeklungen waren, sondern noch ein wenig simulierte. Wenn der Vater diesen »Betrug« durchschaute blieb er unerbittlich seinen strengen Grundsätzen treu und ließ den Körperteil der Tochter, der eben noch auf seinem Arm saß, Bekanntschaft mit dem Birkenreisig machen. Wenn die kleine Louise also einmal körperliche Nähe, Zärtlichkeit und Liebkosung zu spüren bekam, so gingen diese für sie häufig unvermittelt und unmittelbar in Strafe, Schläge, Schmerzen über - Liebe und Leid, Zuneigung und Abweisung erfuhr sie von ein und derselben Hand. Dieses gebrochene Verhältnis zu physischer Zuwendung hat sicher mit eine Rolle gespielt, daß sie bis in ihr viertes Lebensjahrzehnt hinein kein Bedürfnis nach körperlichen Kontakten hatte und Sexualität in ihren

Beziehungen nicht zulassen konnte. Mit Männern, die in ihrem Alter oder älter waren, suchte sie den regen geistigen Austausch, die engen Beziehungen waren rein intellektueller Natur. Erst der deutlich jüngere Rilke, der keine Assoziation mit »Vater« oder »Bruder« aufkommen ließ, konnte den Bann brechen und diese Störung aufheben. Vorerst aber war der Vater, der in ihren biographisch geprägten Erzählungen übrigens in der Rolle des Großvaters auftritt, die dominante Figur in ihrem Leben. Aber obwohl Louise eine starke emotionale Bindung an den Vater hatte, fehlte ihrer Einschätzung nach beiden Eltern gegenüber »das Überhitze der Gefühlseinstellung, sei es in Trotz oder Liebe« (LRB S. 48). Diese grundsätzliche Distanz, in der sie zu den ihr am nächsten stehenden Menschen lebte, öffnete ihr den Freiraum für ihre intensive kindliche Gottesbindung und ihre Phantasien und Tagträumen. Andererseits war dieser Freiraum auch ein schmerzlich erfahrenes Vakuum und der Hintergrund für die übergroße Einsamkeit, auf die sie später so oft zu sprechen kam, wenn sie sich an ihre Kindheit erinnerte.

Die Einsamkeit haben ihre fünf Brüder, die Lous Männerbild grundlegend prägten, allenfalls mildern können. Nicht zuletzt wegen des großen Altersunterschieds kam es zwischen Ljola und ihren Geschwistern kaum zu den typischen Spannungen. Die Brüder, von denen zwei - der erst- und der viertgeborene - schon sehr früh starben, behandelten die kleine Schwester immer mit großer Zuvorkommenheit und umsorgten und beschützten sie lebenslang. Lediglich im jüngsten, dem um drei Jahre älteren Eugène, fand Ljola manchmal einen Spiel- und Raufpartner: Die kleine Schwester konnte nämlich schnell zornig und dann handgreiflich werden. Einmal brachte sie Eugènes Vorwurf, sie handle oft zu heftig und unüberlegt, derart in Rage, daß sie ihm eine Tasse heißer Milch ins Gesicht schütten wollte. In ihrer Wut machte sie aber eine ungeschickte Bewegung, und die brennend heiße Milch ergoß sich nicht in sein Gesicht, sondern über ihren eigenen Rücken - und Eugène hatte den Beweis für seinen Tadel.

Eugène, »Genja« genannt, war aber alles andere als ein trockener Moralist, er konnte im Gegenteil sehr humorvoll und ausgelassen sein. Als

die kleine Schwester wieder einmal keine Lust hatte, einen der winterlichen Hausbälle zu besuchen, beschloß er, sie angemessen zu vertreten und verdrehte tatsächlich - in Korsett und Damenkleidung - einigen der anwesenden jungen Offiziere den Kopf. Aber auch »unverkleidet« wirkte sein Charme, so daß er, der laut Beschreibung seiner Schwester »langaufgeschossen, schmal und durchaus unschön - bei Frauen trotzdem die tollsten Leidenschaften erregen konnte « (LRB S. 45). Dennoch hat Genja nie geheiratet. Auf Wunsch des Vaters studierte er Medizin, obwohl er lieber Diplomat geworden wäre. Nach dem Studium ließ er sich in St. Petersburg als Kinderarzt nieder, wo er 1898, erst vierzigjährig, an Tuberkulose starb.

Nach dem Tod Gustav von Salomé's 1879, übernahm der älteste Sohn Alexander die Rolle des Familienoberhaupts. Wie sein Vater war er ein gütiger, hilfsbereiter und kluger Mensch, voller Energie und Humor und mit einem nüchternen, klaren Verstand. Sein Lachen war das ansteckendste, berichtet Lou, das sie kannte. »Sascha« stand seiner Schwester immer

fürsorglich und schützend zur Seite; auch wenn sie gegen seine eigene Überzeugung oder die Ansichten der Mutter wieder einmal ihren Kopf durchsetzte, blieb er loyal. Er unterstützte sie auch finanziell und schickte ihr Geld ins Ausland - selbst als sie bereits eine etablierte Schriftstellerin war. Er stellte ihr »von jeher einen zweiten Vater vor« (LRB S. 44), und zeit ihres Lebens vermittelte er ihr die Gewißheit, daß sie sich auf ihn verlassen könne und er ihr in Not immer helfen würde. Als Lou 1915 die Nachricht von seinem Tod erhielt, hatte sie, wie sie notiert, als allererstes das Gefühl, daß sie jetzt - mit vierundfünfzig Jahren - schutzlos sei. Robert von Salomé, der mittlere der drei Brüder hatte eine ausgeprägte künstlerische Begabung und war sensibler als die anderen beiden. Dennoch hatte »Roba« den Wunsch, in die Fußstapfen des Vaters zu treten und zum Militär zu gehen. Doch Gustav von Salomé's väterlicher Wille bestimmte es anders: Robert wurde Ingenieur - und zwar ein sehr erfolgreicher. Die Berufswahl, die der Vater für die Söhne getroffen hatte, bewies große Weitsicht und politisches Gespür: Im diplomatischen oder militärischen

Dienst wären sie den sich abzeichnenden politischen Umbrüchen direkt ausgeliefert gewesen. Als Arzt und Ingenieur hingegen war ihre berufliche Zukunft bei weitem aussichtsreicher und wesentlich unabhängiger von den politischen Verhältnissen.

Während der Revolution der Bolschewisten verlor Robert von Salomé, der letzte überlebende Bruder, allen Besitz. Sein Landhaus ging an einen ehemaligen Knecht über, der Roberts Familie in wenigen Zimmern bei sich aufnahm. Die Not war so groß, daß er mit seinen Enkeln im Wald Beeren und Pilze suchen gehen mußte, um den Hunger zu stillen. Lou unterstützte damals ihren Bruder und seine Familie so gut sie konnte von Deutschland aus und schickte Pakete mit Lebensmitteln und dergleichen, obwohl es ihr in dieser Zeit finanziell ebenfalls nicht gut ging. Sie litt sehr unter der Situation in Rußland, und als ihr durch Sigmund Freud einmal die fehlenden fünf Dollar zukamen, die sie für eine Paketsendung nach Rußland benötigte, weinte sie vor Freude.

Auf der positiven Erfahrung mit ihren Brüdern basierte Lou Andreas-Salomés Grundempfinden, daß in jedem Mann ein Bruder stecke: »Dies bestimmte stark und lebenslang meine Unbefangenheit und Zutraulichkeit allen Männern gegenüber und wurde nie Lügen gestraft.« (Schule S. 93). Deshalb hat sie sich dort, wo sie die einzige Frau unter Männern war - in ihren frühen Berliner Jahren oder auch später im Kreis der Freudschen Mittwoch-Gesellschaft - immer wohl und geborgen, akzeptiert und gleichberechtigt gefühlt.

Trotz der positiven Beziehung zu ihren Geschwistern zeichnete Lou Andreas-Salomé immer ein negatives Bild ihrer Kindheit - auch oder erst recht, nachdem sie durch die Schule der Psychoanalyse gegangen war: »Am auffallendsten ist ja, daß trotz solchen Brüdern, mit denen bluteins zu sein mich heute noch stolz und froh macht, und trotz meinen Eltern in ihrer harmonischen Ehe und frommen Treue auch zu ihren Kindern ich doch so bitter einsam gewesen bin unter ihnen allen und als einzigem Glück einer absoluten Phantastik hingegeben - wie auch meine spätere

Lebensgestaltung und mein herrliches Jugendleben [die Zeit der Freundschaft mit Paul Rée] im schroffsten Widerspruch blieb zu allem daheim.« (Schule S. 93). Ein erschütterndes Resümee einer Kindheit, welches die äußeren Umstände, unter denen Lou aufgewachsen ist, nicht hätten vermuten lassen.

Die Salomé zählten als großbürgerlich-aristokratische Generalsfamilie zur glanzvollen Oberschicht der Hauptstadt. St. Petersburg war damals eine Stadt des Reichtums und der Schönheit auf der einen, der Armut und des Schmutzes auf der anderen Seite. Die Salomé bekamen sie von der schönen, vornehmen, internationalen Seite zu sehen. Rußlands »Fenster zum Westen« beschrieb Lou als eine »anziehende Vereinigung von Paris und Stockholm«, und ihr blieben vor allem die »kaiserliche Pracht«, die Rentierschlitten, die im Winter durch die im Schnee versinkende Stadt glitten, und die »illuminierten Eishäuser auf der Nawa« (LRB S. 61) im Gedächtnis. An die Bettler, die die Straßenränder säumten, erinnerte sie sich später lediglich in dem Zusammenhang, daß ihr beim Almosengeben

von ihrem Vater der Umgang mit Geld beigebracht worden war: Als sie ein Zehn-Kopeken-Stück, das sie vom Vater bekommen hatte, einem Bettler zustecken wollte, wurde ihr klar gemacht, daß es genüge, die Hälfte seines Besitzes abzugeben.

Die Familie von Salomé wohnte im vornehmen Herzen der Stadt, zwischen dem eleganten Newski-Prospekt, dem Mojka-Kanal und dem Schloßplatz, wo sich auch der Winterpalast und die Eremitage befinden. Die Dienstwohnung Gustav von Salomé's, in der hohe Offiziere, Adelige und Angehörige des Hofes ein- und ausgingen, lag in einem Seitenflügel des Generalitätsgebäudes. In der großen Stadtwohnung fanden Hausbälle statt, es wurden Gesellschaften gegeben und Gäste empfangen. Eine Schulkameradin von Lou Andreas-Salomé berichtete später, das Haus der Salomé's sei »im Gegensatz zu der ziemlich engherzigen konventionellen St. Petersburger Gesellschaft eine hervorragende Stätte hochkultivierter geistiger Bewegtheit gewesen« (Dok. S. 431). Dieses geistige Klima prägte Lou entscheidend - den regen intellektuellen Austausch hat sie immer

wieder gesucht. Von den großen gesellschaftlichen Ereignissen im Hause Salomé, den Bällen und Empfängen, hielt sie sich aber als junges Mädchen fern, so gut es ging. Statt zum Tanzen zu gehen, lief sie in ihren Ballschuhen lieber wie mit Schlittschuhen über das spiegelglatte Parkett der großen Generalswohnung.

In den Sommermonaten verließ man die heiße Stadt und zog ans Meer: In Peterhof, wo auch der Zar seine Sommerresidenz hatte, lag das Landhaus der Familie. Manchmal verbrachten die Salomé's auch einen Teil des Sommers in der Schweiz - Lou liebte die Berge ihr ganzes Leben; und Zürich sollte für sie später der Ausgangspunkt ihres Lebens in Westeuropa werden.

Ein vielsprachiges Heer von Dienstboten unterstützte die »Generalscha« bei der Führung des großen Haushalts und verstärkte die internationale Atmosphäre, in der Ljola aufwuchs. Tartaren und Esten waren Kutscher und Diener, schwäbische Kolonisten verwalteten das Sommerhaus, und auch die verschiedensten Konfessionen waren in der Schar der

Hausangestellten vertreten. Die kleine Ljola hatte eine russische Kinderfrau und eine russische Amme, die in hingebungsvoller Mütterlichkeit an dem kleinen Mädchen hing. Im Grunde stellte diese Amme damals für sie die einzige Verbindung zu Rußland, zur russischen Mentalität dar; denn obwohl sie und ihre Familie sich »nicht nur in russischem ›Dienst‹, sondern als Russen« (LRB S. 60) fühlten, hatte Ljola keinerlei Kontakt zum russischen Volk und wußte wenig von ihrem Land. Auch als sie mit acht Jahren schulpflichtig wurde, änderte sich daran kaum etwas. Denn unter den Mädchen, die wie sie die kleine englische Privatschule besuchten, waren Angehörige unterschiedlichster Nationen, aber nur wenige Russinnen. Zu ihren Mitschülerinnen hatte Louise von Salomé ohnehin wenig Kontakt. »Vielleicht ist es meine ganze Denkungsweise, die mich von den meisten Altersgenossinnen und von unserem Kreise isoliert«, überlegte das 17jährige Mädchen, das das Gefühl hatte, »in seinen Neigungen und Abneigungen, in seinem Wesen und in seinen Ansichten von der Regel abzuweichen« (LRB S. 318). Da sie vom

Umgang mit ihren Brüdern geprägt und von ihrem Innenleben, ihrer Phantasiewelt beansprucht war, fühlte sie sich anders geartet und hatte für die Mädchenattitüden, pubertäre Albernheiten und Liebeleien ihrer Mitschülerinnen wenig Interesse und Verständnis.

Da in der Generalsfamilie vorwiegend deutsch gesprochen wurde - durchsetzt mit französisch, das Ljola von ihrer Gouvernante gelernt hatte - bekam sie Schwierigkeiten mit der russischen Sprache, als sie später ein Gymnasium, die protestantisch-reformierte Petrischule, besuchte. Als sie ihrem Vater davon erzählte, ließ er sie mit dem Argument »Schulzwang braucht die nicht« (LRB S. 48) die Schule nur noch hospitierend besuchen - wohl erkennend, daß die Intelligenz seiner Tochter sie zur Autodidaktin befähigte und aufoktroierter Lernstoff ihrem natürlichen und unabhängigen Wissensdurst nur hinderlich wäre. In späteren Jahren hat Lou dann »freiwillig« und umso freudiger sich mit der ihr eigenen Intensität russischen Sprachstudien gewidmet.

Auch die politische Entwicklung in Rußland blieb außerhalb des Gesichtskreises der Heranwachsenden. Der Vater brachte zwar seine Besorgnis über die reaktionäre Wandlung des »Zarbefreiers« Alexander II., der in Lous Geburtsjahr die Leibeigenschaft aufgehoben hatte, im Familienkreis zum Ausdruck, und auch in der Schule muß sie etwas von dem revolutionären Geist gespürt haben, der in der Jugend garte - ihre eigene Begeisterung für umstürzlerische Tendenzen aber erschöpfte sich in einer schwärmerischen Bewunderung der russischen Terroristin Wera Sassúlitich¹, deren Foto sie in ihrer Schreibtischschublade aufbewahrte. Da sie als junger Mensch Rußland nicht als ihr Heimatland empfunden hatte und auch die emotionale Beziehung zu ihrer Familie eher distanziert

¹ Wera Sassúlitich hatte Anfang 1878 einen General niedergeschossen und schwer verwundet, weil dieser einen politischen Gefangenen, der ihn auf dem Gefängnishof nicht begrüßt hatte, auspeitschen ließ. Sie wurde von einem Geschworenengericht freigesprochen und von der jubelnden Menge gefeiert. Aus Furcht vor Repressalien floh sie in die Schweiz, wo damals - besonders in Zürich - viele Russen im Exil revolutionäre und terroristische Pläne verfolgten.

war, blieb sie in ihrem weiteren Leben »von Heimweh total verschont« (LRB S. 56) und war offen für ein kosmopolitisch zu nennendes Leben. Erst viel später - als sie sich längst in Deutschland niedergelassen hatte - erkannte sie in Rußland ihre Heimat.

Gillot

»In jedem Leben geschieht es noch einmal, daß es sich müht, wiederzubeginnen wie mit Neugeburt: mit Recht nennt das vielzitierte Wort die Pubertät eine zweite Geburt.« Diese Entwicklungsphase, die inzwischen »vorgefallene Verwicklungen und Hemmungen erneut auszugleichen« (LRB S. 27) vermag, brachte für Louise von Salomé eine entscheidende Erfahrung. Als sie siebzehn Jahre alt war, zeichnete sich ein Wendepunkt in ihrem Leben ab: Sie befreite sich aus der Einsamkeit der Welt ihrer Phantasien mit Hilfe eines Menschen, der ihre Entwicklung entscheidend beeinflußte und ihr eine neue Welt eröffnete.

Zu dieser Zeit besuchte sie den Konfirmationsunterricht bei Hermann Dalton, dem Pastor der evangelisch-reformierten Gemeinde in St. Petersburg. Mit dieser (deutschen) Gemeinde waren die Salomé besonders eng verbunden, denn Gustav von Salomé hatte die Erlaubnis zu ihrer Gründung beim Zaren erwirkt. Überhaupt besaß das kirchliche Gemeindeleben für die nichtrussischen Familien einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert. Insofern kam es einer Rebellion gleich, als sich die Tochter des Generals gegen den trockenen Unterricht des Pastors auflehnte, zu dessen Lehrmeinung sich doch der Rest der Familie bekannte. Ljola aber setzte sich gegen die ihr unverständliche Dogmatik vehement zur Wehr. Das führte häufig zu heftigen Wortgefechten und offenen Auseinandersetzungen zwischen ihr und dem Pastor. Seiner Feststellung z.B., man könne sich keinen Ort denken, an dem Gott nicht gegenwärtig sei, hatte sie entgegengehalten: »Doch, die Hölle« (LRB S. 221). Daltons theoretische Beweisführung der Existenz Gottes erschien ihr geradezu blasphemisch, und sie fühlte sich gleichermaßen »abgestoßen

von der finstern Orthodoxie, wie vom nüchternen Rationalismus unserer Tage« (LRB S. 318). Für ihre natürliche Frömmigkeit, die sie als Schicksalsglauben auch im Bewußtsein der Nicht-Existenz Gottes - lebenslang - beibehielt, war dieses verstandesmäßige Element als Glaubensbasis widersinnig. Hier wurzelt ihre grundsätzliche Überzeugung, daß der naiv-ungebrochene Glaube, der sich den »Gott in der Tarnkappe« (»Gottesschöpfung« S. 170 [Aufsätze und Essays Bd. 1, S. 135]) im schöpferischen Prozeß selbst gestaltet, dem kirchlich-sanktionierten vorzuziehen sei. Viele Jahre später sah sie auf ihren Rußland-Reisen mit Rilke diese Überzeugung in der originären Frömmigkeit des russischen Volkes bestätigt.

Nun aber stand schon sehr bald ihr Entschluß fest, sich nicht konfirmieren zu lassen. Er war jedoch nicht das Ergebnis purer Rebellion oder gründlicher Überlegungen, sondern vor allem ein inneres »Muß«. Ein Traum, in dem sie sich »während des Konfirmationsaktes laut ›Nein!‹ rufen hörte«, verdeutlichte ihr dann »vollständig, wie unmöglich es mir sei, mir

das Verlangte auch nur pro forma abzuzwingen« (LRB S. 202). Von der richtungweisenden Bedeutung ihrer Träume als Ausdruck einer inneren Stimme war sie auch später überzeugt und ließ sich oftmals davon leiten. Da Gustav von Salomé zu dieser Zeit jedoch bereits schwer krank war, verschwieg Ljola der Familie erst einmal ihren geplanten Kirchenaustritt und folgte dem Rat Daltons, der an ihrem Schicksal besonderen persönlichen Anteil nahm: Er hatte - um Zeit zu gewinnen - seiner widerspenstigen Schülerin vorgeschlagen, den Konfirmationsunterricht noch ein weiteres Jahr zu verlängern.

In dieser schwierigen Phase hörte sie von einem Prediger, der in den intellektuellen Kreisen der St. Petersburger Protestanten für seine glänzenden Reden berühmt war: Hendrik Gillot (1836-1916). Er war Angehöriger der holländischen Gesandtschaft und theologischer Gegner Daltons. Zu dem Zeitpunkt war er zweiundvierzig Jahre alt, gutaussehend und offenbar von charismatischer Ausstrahlung. Er war vor allem zur Betreuung der holländischen Matrosen bei amtlichen und kirchlichen

Handlungen nach St. Petersburg geschickt worden. Weil er aber keiner der protestantisch-reformierten Kirchenleitungen von St. Petersburg unterstand, konnte er seine Predigten relativ frei gestalten, meist predigte er auf deutsch. Aber die Stellung als Prediger in einer holländischen Kolonie hat ihn - intelligent, hochgebildet und redegewandt, wie er war - wohl kaum befriedigt: Sehr zu »seinem Verdruß« war er »durch russische Verhältnisse zum Brachliegen seiner wertvollsten Kräfte verurteilt« (LRB S. 68).

Von einer Verwandten überredet suchte Ljola eines Sonntags, Anfang Mai 1878, die Kirche auf dem Newski-Prospekt auf, in der Gillot predigte. Und als er die Kanzel betrat, erkannte sie augenblicklich seine Bedeutung für sie. Sie wußte sofort: »das ist es ja, was ich gesucht« und: »nun hat alle Einsamkeit ein Ende« (LRB S. 222). Dem Inhalt der Predigt schenkte sie kaum Beachtung, nur Gillot als Mensch zählte. Sie war so von ihm fasziniert, daß sie seine Adresse auskundschaftete und sich schriftlich mit der Bitte an ihn wandte, mit ihren Zweifeln und Fragen zu ihm kommen zu

dürfen. Dieser Brief der Siebzehnjährigen ist erhalten geblieben:² Etwas altklug zwar, doch formvollendet schreibt sie von »ihrem Drang nach umfassender Erkenntnis«, den in ihrer Umgebung niemand teile und der sie einsam mache, zumal ihr »jene leichte, gefällige Art« fehle, »welche sich das Vertrauen und die Liebe der Menschen erwirbt und erbittet«. Gillot muß von diesem Brief, der durch seinen schwermütigen Ernst berührt, sehr beeindruckt gewesen sein, denn er bat diese Louise Gustavovna (so hatte sie unterschrieben), ihn zu besuchen. »Die Hand aufs Herz gedrückt« stand sie wartend vor der Tür zu seinem Arbeitszimmer. Und als er die Tür öffnete, war auch Gillot von dem hochgewachsenen, schlanken Mädchen mit den ernsten Augen sofort eingenommen. »Kommst du zu mir?« (LRB S. 222) fragte er und breitete zum Willkommen die Arme aus.

Die Beziehung zu Hendrik Gillot hat Lou Andreas-Salomé in ihrem 1895 erschienen Roman »Ruth« verarbeitet. Diesen Roman widmete sie ihrer

² vgl. Anhang zum Lebensrückblick (LRB S. 317 ff).

»Muschka«, und man mag darin eine Wiedergutmachungsgeste für die Sorgen und Nöte sehen, die sie ihrer Mutter in dieser Zeit bereitet hat. Mit »Ruth« hatte Lou Andreas-Salomé großen schriftstellerischen Erfolg, besonders bei jungen Leserinnen. Zwar ist die Sprache für unser heutiges Empfinden schwülstig und die Atmosphäre gefühlsüberladen, aber die Stärke des Buches liegt in seinen psychologischen Beobachtungen, die nicht ohne Tiefe sind. Besonders die Darstellung Eriks - Gillots literarischer Entsprechung -, der Versuch, sich in die männliche Psyche hineinzudenken, atmet Leben. Die ganze Erzählung hat ausgeprägt autobiographischen Charakter: Zwar sind auch in ihren anderen Romane und Novellen überall kaum chiffrierte autobiographische Elemente vorhanden - in »Ruth« ist die Verarbeitung des selbst Erlebten am ausgeprägtesten. Der Hintergrund ist jedoch ganz anderes gestaltet: So thematisiert Lou hier nicht ihr eigenes Erlebnis des frühen Gottesverlustes, sondern motiviert Ruths Verhältnis zu Erik damit, daß sie Vollwaise ist. Aber auch dies ist eine psychologisch deutbare autobiographische

Anspielung, denn trotz aller familiären Geborgenheit war ja auch die kleine Ljola ein einsames Kind. »Die fromme Vorgeschichte«, die ihre Beziehung zu Gillot entscheidend beeinflusste und ihr diese tiefe und intensive Dimension verlieh, spielt in der Erzählung auch deswegen keine Rolle, weil ihr in der Entstehungszeit von »Ruth« (1894/95) der Zusammenhang noch nicht bewußt gewesen ist und sie »die geheimen Reste der Identität von Gottverhältnis und Liebesverhalten« (LRB S. 31) noch nicht erkannt hatte. Viel später wurde ihr klar - und erst im Alter hat sie dies schriftlich fixiert -, daß Gillot für sie die »nämliche Allesenthaltenheit und nämliche Allüberlegenheit« (LRB S. 28) verkörperte, wie sie vormals ihr Kindergott besessen hatte. Deshalb wurde er für sie zum »revenant des Lieben Gottes«, zu seinem »Duplikat« bzw. seinem »Doppelgänger« (LRB S. 28). Hatte sie sich als Kind in ihrem lieben Gott die ideale Eltern- und Großelterninstanz geschaffen, den Gott also vermenschlicht, so hatte sie sich nun umgekehrt einen Menschen »vergöttlicht«, bei dem sie das gleiche Gefühl der Geborgenheit und All-

Einheit suchte, das sie bei ihrem Kindergott empfunden hatte. Ihre Verehrung Gillots - Lou Andreas-Salomé spricht in ihrer Erinnerung von ihm als dem »Gottmenschen« - verlieh dieser Beziehung ein Gewicht, das weit über ein Schüler-Lehrer-Verhältnis hinausging und Lou weitaus mehr prägte als eine romantische Jungmädchenliebe.

Die Person Gillots gewinnt schärfere Konturen, wenn man die Briefe der Verwandten hinzuzieht, mit der Lou zum ersten Mal eine seiner Predigten hörte. Sie schreibt, er habe die Fähigkeit, »einen zu durchschauen, so daß man ›wie splinternackt entkleidet‹ vor ihm stehe«; und hinter seiner »furchtbaren Gründlichkeit« stehe eine enorme Willenskraft (LRB »S. 223«). Bei ihren weiteren, über geraume Zeit hinweg geheimgehaltenen Besuchen bei Gillot lernte Louise von Salomé sich diesem starken Willen zu beugen. Folgt man dem Roman »Ruth«, so muß es zu harten Kämpfen zwischen dem erwachsenen Mann und dem jungen Mädchen gekommen sein, so lange bis Ruth/Ljola schließlich bereit war, ihre Phantasiewelt, die auch die 17jährige noch gefangen hielt, preiszugeben. Dann aber ordnete

sie sich und ihren Intellekt bedingungslos Gillots Führung unter. »Wie schwer dieses ›sich beugen‹ gerade Dir geworden, weiß ich ja, ich kenne Dich ja so gut!« schrieb ihr die oben erwähnte Verwandte, »ist's aber so weit gekommen, so empfinden wir den Frieden, das Anlehnen und Aufschauen - das sagst Du ja auch« (LRB S. 223). Die Erfahrung der Bezwingung des eigenen starken Willens durch einen stärkeren, die Unterordnung unter einen überlegenen Mann, die als beglückend empfunden wird, wird Lou Andreas-Salomé später in ihren Erzählungen in verschiedenen Schattierungen immer wieder thematisieren. Ob und inwieweit diese Demutshaltung, dieses »Unterordnungsglück« auch für ihr eigenes Leben Gültigkeit hatte - z.B. in der Beziehung zu ihrem Mann - wird sich noch zeigen. Eines aber behielt sie ihr Leben lang bei: den Namen, den Gillot, der das russische »Ljola« nicht aussprechen konnte, ihr gegeben hatte - »Lou«.

Ganz systematisch löste Gillot das Mädchen aus seiner Traumwelt heraus, indem er es intellektuell forderte. Einige noch erhaltene blaue Schulhefte

aus dieser Zeit, in denen Lou mit gestochen feiner Schrift die ihr aufgegebenen Themen behandelte, zeigen, daß sie sich anfangs vor allem mit Religionsgeschichte und -philosophie beschäftigte, sich mit Christentum, Islam, Buddhismus und Hinduismus auseinandersetzte und die großen Weltreligionen miteinander verglich. Außerdem befaßte sie sich mit archaischen Formen von Religiosität und den Ritualen primitiver Völker.

In dieser Zeit der emotionalen und geistigen Neuorientierung traf Lou Anfang 1879 ein schwerer Schicksalsschlag: Im Februar starb Gustav von Salomé. Zwar war es tröstlich für sie, daß ihr Vater einen leichten Tod hatte und nicht leiden mußte, aber ohne den Beistand Gillots hätte dieser Verlust sie viel schwerer getroffen. Gillot hielt es nun aber für angebracht, die »Generalscha« über Lous Besuche bei ihm zu informieren. Lou befolgte seine Anweisung prompt und platzte zu Hause in eine Gesellschaft hinein mit den Worten: »Ich komme von Gillot.« Frau von Salomé war entsetzt und brach in Tränen aus, als ihr die Tochter mitteilte, sie wolle aus der

Kirche austreten, denn es sei doch »ein Betrug und Verbrechen, gegen seine Überzeugung bei Dalton confirmirt zu werden« (LRB S. 223). Über den Eigensinn der Tochter beklagte sich die Mutter bei der mit Lou vertrauten Verwandten: »Du meinst, Ljola leidet in meiner Seele mit, das glaube ich nun nicht, dann hätte sie Alles anders angefangen und bewiese es mir durch That; Du bittest mich, liebevoll gegen sie zu sein, aber wie ist das möglich bei einem so starken Charakter, der immer und in Allem nur seinen Willen durchsetzt.« (LRB S. 223). Schließlich fand sich Frau von Salomé aber bereit, Gillot zu empfangen. Lou belauschte die Unterredung und hörte, wie ihre Mutter dem Pastor vorwarf: »Sie machen sich schuldig an meiner Tochter.« Der aber antwortete: »Ich will schuld sein an diesem Kinde.« (LRB S. 222).

Von jetzt an besuchte Lou Gillot mit Wissen der Mutter. Er führte sie systematisch in die Philosophie ein; er las mit ihr unter anderem Kant auf holländisch, Leibniz, Fichte, Schopenhauer und, für sie von besonderer Bedeutung, Spinoza. Dieser Philosoph mit seiner pantheistischen Lehre von

einer allumfassenden Substanz stand ihrem eigenen Welt- und Selbstverständnis von Anfang an am nächsten. Er war ihr schon damals so wertvoll, daß sie für die Lektüre seiner Werke Opfer brachte: »mühsam und heimlich für geschenkten Schmuck« (LRB S. 171) erwarb sie seine Bücher - eine für sie typische Geringschätzung des Materiellen zugunsten des Intellektuellen. Als sie später, im Zuge ihrer Arbeiten zur Psychoanalyse, ihr Verhältnis zu Spinoza resümierte, bezeichnete sie seine Philosophie als ihr »Inwendigstes, Eigentlichstes in frühen Jahren schon« (Schule S. 68).

»Geistig hatte sie sich rasch und stark entwickelt«, heißt es in »Ruth«, und »schnell gewöhnte sie sich daran, ihre Gedanken zu logischer Schärfe zu formen und ihnen eine energische Richtung auf das Erkennen zu geben« (»Ruth« S. 179). Diese enormen Fortschritte machte auch die junge Lou unter Anleitung Gillots, was ihren Wissensdrang noch forcierte. Sie arbeitete angespannt und intensiv, bis zur Erschöpfung, so daß sie eines Tages auf Gillots Schoß ohnmächtig wurde. Dieser Arbeitsplatz scheint,

wenn man sich an den Roman »Ruth« hält, durchaus üblich gewesen zu sein; auch die dort beschriebenen Zärtlichkeiten zwischen Lehrer und Schülerin haben wohl der Realität entsprochen. Spekulationen, daß Gillot Lous erster Liebhaber gewesen sein soll, entbehren dennoch jeder Basis. Gegen diese Vermutung spricht allein schon der Grund, aus dem Lou diese Beziehung bald lösen sollte. Zwar findet sich der Bericht des Gillot-Erlebnisses im »Lebensrückblick«, den Memoiren der greisen Lou Andreas-Salomé, unter der Überschrift »Liebeserleben«; aber das junge Mädchen liebte seinen Lehrer nicht als Mann, sondern als die erste und einzige Person ihrer Kindheit, von der sie sich angenommen und geliebt fühlte. War es früher ihr Kindergott gewesen, der ihr Schutz und Geborgenheit bot, so war es nun dieser »Gottmensch«, bei dem sie die zu Hause vermißte Wärme und Anteilnahme fand. Und als dieser Mensch das Podest, auf das ihn Lou gestellt hatte, schließlich verließ und menschliche Forderungen stellte, erging es ihm wie dem Gott ihrer Kindheit. Gillot, der verheiratet und Vater von zwei Kindern in Lous Alter war, hatte hinter

Lous Rücken Scheidungsvorbereitungen getroffen. Als er ihr eröffnete, daß er sie zur Frau nehmen wollte, brach für Lou eine Welt zusammen, forderte er doch von ihr, »den Himmel ins Irdische herabzuholen« (LRB S. 29). Schlagartig war ihr erneut eine Idealvorstellung zerstört worden - und die Parallele dieser Erfahrung zu der des Gottverlustes ist nicht zu übersehen: Über diesen schreibt sie: »Mir fiel der Unglaube blitzähnlich in's Herz oder vielmehr in den Verstand« (Dok. S. 188) und jetzt, bei Gillot, formuliert sie: »Mit einem Schlage fiel das von mir Angebetete mir aus dem Herz und Sinnen ins Fremde« (LRB S. 29). Die Erfahrung, wie schmerzlich Ideal und Realität auseinanderklaffen können, wiederholte sich hier: Wieder stellte sie fest, daß »ein Bruch geschieht zwischen Erwartetem und Vorgefundenem« (LRB S. 16).

Fünfzehn Jahre später veröffentlichte sie in der Zeitschrift »Die Frau« ein Gedicht, das sich auf Gillot und seine Bedeutung für sie bezieht (siehe Die Frau 1895, S. 268).

So schmerzlich das »Begräbnis« ihrer ersten Liebe für sie auch war, so schloß es doch andererseits eine Entwicklungsstufe ab und wurde zu »einem Fortschritt in Freude und Freiheit hinein«. Sie wußte, daß sie nun ihren eigenen Weg gehen und sich von Gillot auch räumlich trennen mußte. Und obwohl sie diese Trennung »fürchtete wie den Tod« (LRB S. 30 f), vollzog sie den Bruch radikal. Sie beschloß, ins Ausland zu gehen und dort zu studieren.

Bevor sich aber Lous Entschluß realisieren ließ, galt es den vehementen Widerstand in der Familie gegen diesen Plan zu brechen. In harten Kämpfen mußte Lou ihre Mutter davon überzeugen, daß sie nicht den vorgezeichneten Weg einer »höheren Tochter« gehen, sondern ihre weitere Entwicklung selbst bestimmen und Rußland verlassen wollte. Und auch die russischen Behörden machten Schwierigkeiten: Man verweigerte den Paß für die Ausreise, weil sie ihre Religionszugehörigkeit nicht nachweisen konnte, da sie nicht konfirmiert war. Hier konnte ihr Gillot jedoch helfen; er schlug vor, sie selbst in einer kleinen Dorfkirche in

Santpoort in Holland, wo Staat und Kirche getrennt sind, einzusegen. Unter diesen Bedingungen stimmte Lou einer Konfirmation zu. Auch ihre Mutter willigte schließlich ein und begleitete sie nach Holland. Im Mai 1880 konfirmierte Gillot seine Schülerin, die er eigentlich hatte zur Frau nehmen wollen, mit dem Einsegnungsspruch: »Fürchte dich nicht, ich habe dich erwählt, ich habe dich bei deinem Namen gerufen: du bist mein« (Jesaja 43) Daß diese Worte stark an eine Trauungszeremonie erinnerten, blieb auch Lou nicht verborgen. Und sie war froh, daß ihre Mutter »nichts von der lästerlichen holländischen Rede« (LRB S. 30) verstand. Nun also hatte sie endlich den Weg gefunden zu einer, wie sie hoffte, freien und selbstbestimmten Existenz - getreu einem ihrer Wahlsprüche: »Die Welt, sie wird dich schlecht begaben, glaube mir's! Sofern du willst ein Leben haben: raube dir's!« (LRB S. 57).

»Uns vom Halben zu entwöhnen und im Ganzen Guten Schönen resolut zu leben.« (Dok. S. 125)

Die Dreieinigkei

Im September 1880 verließ Lou von Salomé Rußland und fuhr in die Schweiz. Die Universität Zürich war eine der ersten in Europa, die damals auch Frauen zum Studium zuließ. Und da die Familie Salomé schon früher ihren Sommerurlaub in der Schweiz verbracht und dort auch Verwandte hatte, man sich also auskannte und auf einen kleinen Bekanntenkreis zurückgreifen konnte, war die Wahl des Studienorts auf Zürich gefallen. Lou wollte natürlich allein reisen, aber Frau von Salomé setzte sich durch und begleitete die Tochter. Die beiden Damen wohnten in Riesbach, in der Nähe von Zürich, bei Lous Taufpaten Emanuel Brandt.

Damals gab es in Zürich eine russische, revolutionär gesinnte Studentenkolonie, die ihren politischen Standpunkt unter anderem dadurch zum Ausdruck brachte, daß sie die Ermordung Alexander II. mit Fackelzügen feierte. Diesen Landsleuten schloß sich Lou aber nicht an; sie nahm auch kaum Kontakt auf zu ihren Mitstudentinnen, die meist Medizinerinnen waren und nach dem Studium als »Narodniki«³ nach Rußland zurückkehren wollten, um sich in den Dienst des einfachen Volkes zu stellen. Lou von Salomé ging ihre eigenen Wege und stürzte sich voller Elan in ihr Studium.

Nachdem sie dem Züricher Theologieprofessor Alois Biedermann bereits schriftlich ihre Studienwünsche angedeutet hatte, stellte sie sich am 13. Oktober bei ihm vor. Biedermann, der seine philosophischen Wurzeln vor

³ Die Narodniki, die »Volkstümmler«, waren keine eigentliche Partei, sondern eine politische und literarische Bewegung, die sich vor allem der Landbevölkerung annahm und eine neue Gesellschaftsordnung in Anknüpfung an vorkapitalistische Sozialstrukturen anstrebte.

allen bei Kant, Schleiermacher und Hegel hatte, war einer der bedeutendsten freiprotestantischen Theologen seiner Zeit. Ein Exemplar seines Hauptwerks »Christliche Dogmatik« schenkte er Lou später »als Andenken und Band herzlicher Freundschaft« (LRB S. 238). Durch ihr offenes, unbefangenes Wesen, ihren scharfen Verstand und ihre Lernbegier gewann Lou schon beim ersten Besuch seine Sympathie. Von ihren Fähigkeiten war er sofort überzeugt und unterstützte sie deshalb auch bedenkenlos beim Umgehen einer bürokratischen Hürde: Da Lou keinen Schulabschluß vorweisen konnte, unterzog er sie einer Scheinprüfung, um ihr die Immatrikulation zu ermöglichen. Bei ihm belegte sie nun Allgemeine Religionsgeschichte (auf philosophischer Grundlage), Dogmatik, Logik und Metaphysik; im Wintersemester 1880/81 hörte sie noch Philosophie bei Kym und Avenarius; und bei dem alten Revolutionär Gottfried Kinkel, der in Zürich sein Emigrantendasein als Professor abschloß, studierte sie Kunstgeschichte. Ihm gab sie auch ihre Gedichte zu lesen, die sie zum Teil noch in Rußland verfaßt hatte, und bat ihn um sein

Urteil und um Unterstützung bei der Veröffentlichung. Kinkel, der mit seinem romantisch-mittelalterlichen Versepos »Otto der Schütz« auch als Dichter populär geworden war, fand Lous Gedichte »stark und schön, voll edler und tiefer Empfindung« (Dok. S. 85), bemängelte aber ihre Reimtechnik. Er riet ihr dennoch, auch »ferner Ihr Gefühl in Poesie auszuströmen« (Dok. S. 92). Trotz seines Empfehlungsschreiben für die Zeitschrift »Deutsche Dichtersalle« fanden die Gedichte bei den Herausgebern keinen Anklang. Vielleicht hat sich Lou aber auch gar nicht um eine Veröffentlichung dieser Gedichte bemüht, die vor allem in Verse gebrachte Wünsche, Forderungen, Lebensziele und große Ideen sind. Obwohl sie diese Gedichte rückblickend als »hochtrabendes Zeug« (LRB S. 407) bezeichnete, hat sie sie später zum Teil in ihren ersten Roman »Im Kampf um Gott« integriert (z. B. »Wellenrauschen« oder »Es war ein Gott«) und einige dann doch in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht oder in ihren »Lebensrückblick« aufgenommen (z. B. »Todesbitte«). Ihre Hauptbeschäftigung in Zürich war aber nicht die Produktion von Lyrik,

sondern das Studium der Religionsgeschichte. Sie arbeitete fast Tag und Nacht und bewältigte eine immense Stofffülle, bis schließlich ihre Gesundheit darunter zu leiden begann und sie ernsthaft krank wurde. Ihr Körper hatte sie bereits in St. Petersburg die geistige und seelische Anspannung spüren lassen, unter der sie als Gillots Schülerin gestanden hatte. Mit dem enormen Arbeitspensum, das sie sich nun in Zürich auferlegte, schüttete sie einen Wall auf, hinter dem erst einmal all das verschwand, was sie mit Gillot erlebt hatte. Die körperliche Reaktion auf diese Überanstrengung ließ nicht lange auf sich warten: Lou erkrankte schwer, sie begann Blut zu husten und war dem Zusammenbruch nahe. Die Diagnose lautete auf Lungenbluten, und die Ärzte verordneten ihr Kuraufenthalte.

Nach knapp einem Jahr mußte sie also ihr Studium in Zürich abbrechen. Frau von Salomé reiste mit ihrer geschwächten Tochter in verschiedene Bäder, so ins holländische Scheveningen und zur Kaltwasserkur nach Albisbrunn. Aber die Krankheit, die Lou trotz allem »wie eine fremde

Sorge, außerhalb des aufsteigenden Lebensmutes« (LRB S. 32) erschien, wandte sich kaum zum Besseren. Die Ärzte empfahlen ein südliches Klima, und Lou - immer begleitet von ihrer Mutter - fuhr Anfang 1882 nach Italien. Auf ihre Bitte hin hatte ihr Gottfried Kinkel ein Empfehlungsschreiben an Malwida von Meysenbug (1816-1903) mitgegeben, seine alte Freundin aus der Zeit der 48er Revolution, die sich in Rom niedergelassen hatte. Lou kannte ihre 1876 erschienenen »Memoiren einer Idealistin«, und wie viele junge Mädchen damals verehrte sie die inzwischen alt gewordene Dame wegen ihres Engagements und Einsatzes für die Rechte der Frau und wollte sie gerne kennenlernen. Sie vermutete in dieser Frau, deren Leben keineswegs in konventionellen Bahnen verlaufen war, eine Wegbereiterin und Bundesgenossin für die ihr vorschwebende Freiheit und Selbstentfaltung.

»Krank und müde« (Dok. S. 281) traf Lou mit ihrer Mutter Anfang Februar 1882 in Rom ein. Sie ahnte noch nicht, daß der dreimonatige Aufenthalt weit mehr als ein Erholungsurlaub werden würde. Die »ewige Stadt« selbst

erlebte sie lediglich als einen »mit allerhand alten Ruinen undeutlich bemalten Hintergrund, vor dem aber ein Erleben von lauter Zukünftigem und Jugendlichem« stattfand, »ein Beginn von Jugend nach ihren ersten köstlichen aber fast tragisch schweren Jahren. Eine Staffage war Rom [...]« (RMR-Brw S. 122 f.)

Das Empfehlungsschreiben Gottfried Kinkels verfehlte nicht seine Wirkung. Malwida von Meysenbug bat die beiden Damen von Salomé am 11. Februar zu sich. Die »Idealistin«, die schon viele Schülerinnen und Zöglinge gehabt hatte, war von Lous Wesen sofort eingenommen, dieser eigenartigen Mischung von großem Ernst, Erkenntnisdrang und - trotz Krankheit - erwartungsfroher Lebenslust. Die Erfahrungen ihrer Kindheit und frühen Jugend - der Gottverlust, der Tod des Vaters und das »Versagen« des Gottmenschen Gillot - hatten ihrem Wesen eine Tiefe verliehen, die in eindrucksvollem Kontrast stand zu ihrer jugendlichen Unbedarftheit und Lebensneugier. Ihr überragender Intellekt und ihre für ein einundzwanzigjähriges Mädchen ungewöhnliche philosophische Bildung und

Denkweise mußten faszinieren. Und daß diese junge, aparte Frau ganz unpräventiös in hochgeschlossenem, schwarzem Kleid erschien, die blonden Haare aus der hohen Stirn gekämmt und zu einem strengen Knoten im Nacken gebunden, wird Malwida gefallen und ihren Eindruck bestärkt haben, diese Louise von Salomé verkörpere genau jenen Frauentypus, der die Emanzipation - wie Malwida von Meysenbug sie verstand - vorantreiben könne.⁴

In ihrem Salon in der Via della Polveriera förderte Malwida den »freieren, edleren Verkehr« junger Frauen und Männer: Hier traf man sich abends oder nachmittags zum Tee, las und besprach literarische oder

⁴ Später gestand Malwida von Meysenbug in einem Brief an Lou: »Als Sie mir zuerst entgegen kamen, war es mir, als sähe ich meine eigene Jugend auferstehen und als wüßte ich nun, daß ich selbst, in meiner eigensten Natur, fortarbeiten würde an der Aufgabe der mein Leben geweiht gewesen ist und unter glücklicheren Bedingungen, bereits in großer Freiheit. Daß der freiere, edlere Verkehr der Geschlechter in der Jugend, eine nothwendige Bedingung edlerer Verhältnisse überhaupt sei, ist meine feste Überzeugung [...]« (Dok. S. 111).

philosophische Texte, unterhielt sich und diskutierte. Die »junge Russin«, wie Lou hier genannt wurde, war bald wegen ihrer anregenden Gesprächsbeiträge und ihrer tiefen philosophischen Kenntnisse ein gern gesehener Gast in dieser Runde, in der sie »von ganzem Herzen« für ihren »alten Hegel« (Brief an Biedermann vom 23.3.1882; Lou-Andreas-Salomé-Archiv) eintrat. Ihre Gesprächsbeiträge waren anregend, ihr Wissen fundiert, ihre Gedanken kühn.⁵

Auch am 17. März hatte man sich abends wieder einmal bei Frau von Meysenbug getroffen, wurde aber durch die Ankündigung eines unerwarteten Gastes unterbrochen. Die Hausherrin trat daraufhin an ihren Sekretär, entnahm ihm Geld und eilte aufgeregt hinaus. »Bei ihrer Rückkehr ins Zimmer, obwohl sie dabei lachte, flog ihr das feine schwarze

⁵ Die philosophische Weltanschauung, die sie vertrat, charakterisierte Malwida von Meysenbug in einem Brief an Nietzsche als »praktischen Idealismus, mit Beiseitstellung jeder metaphysischen Voraussetzung und Sorge um die Erklärung metaphysischer Probleme« (Brief vom 27.3.1882; KGB III,2, S. 247).

Seidentüchlein noch ein wenig vor Erregung um den Kopf. Neben ihr trat der junge Paul Rée ein: ihr langjähriger, wie ein Sohn geliebter Freund, der - Hals über Kopf von Monte Carlo kommend - Eile hatte, dem dortigen Kellner das gepumpte Reisegeld zuzustellen, nachdem er alles, wörtlich, restlos alles verspielt.« (LRB S. 75).

Lou amüsierte dieser Vorfall, und sie fühlte sich zu dem damals 32jährigen Paul Rée (1849-1901) spontan hingezogen, »sein scharf geschnittenes Profil, das grundgescheite Auge waren ihr sofort durch seinen Ausdruck vertraut« (LRB S. 75) - und so ging sie offen auf ihn zu, wie immer, wenn Menschen sie interessierten. Deshalb fand sich Paul Rée - der vorher fünf Wochen mit Friedrich Nietzsche verbracht hatte - noch am selben Abend in angeregtester Unterhaltung mit der jungen Russin wieder, die er gegen Mitternacht auf einigen Umwegen in ihre Pension begleitete.

Diese nächtlichen Gänge durch die »Straßen Roms im Mond- und Sternenschein« (LRB S. 75) wurden bald zur festen Institution für die beiden und endeten meist erst zwei Uhr morgens. Innerhalb

kürzester Zeit war Rée von Lou restlos bezaubert. Aber er »benahm sich« in ihren Augen zunächst »völlig falsch«, als er nämlich bei Frau von Salomé um Lous Hand anhielt - zum »zornigen Leidwesen« der Tochter, die ja nach der Gillot-Erfahrung ihr Liebesleben für auf »Lebenszeit abgeschlossen« (LRB S. 76) hielt. Die Ablehnung seines Heiratsantrages verletzte den sensiblen Rée empfindlich, und er sah nur noch einen Ausweg: die Flucht. Doch vorher zog er seine mütterliche Freundin Malwida ins Vertrauen, die ihn schließlich beruhigen und zum Bleiben bewegen konnte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr sie nun allerdings auch von den heimlichen nächtlichen Spaziergängen der beiden. Sie war alles andere als begeistert und machte aus ihrer Enttäuschung über solche Heimlichkeiten kein Hehl.⁶ Lou aber sah sowohl in den Spaziergängen als auch in ihrer Ablehnung von Rées Antrag nichts Kompromittierendes - schließlich handelte sie ja nach ihren eigenen Werten und deshalb mit bestem Gewissen. Sie sah in Rée einen Freund, und damit waren für sie die Grenzen klar gezogen. Wie andere ihre Beziehung interpretierten - oder

wie Rée diese Beziehung erlebte -, darüber machte sie sich keine weiteren Gedanken. So unterbreitete sie ihm unbekümmert einen Plan, der auf seine Gefühle ihr gegenüber keinerlei Rücksicht nahm: Sie wünschte sich ihn als Kameraden und Freund - und zwar in einer Beziehung, die denkbar eng und intim sein sollte. Es schwebte ihr eine Wohn- und Arbeitsgemeinschaft mit dem Mann vor, dessen Heiratsantrag sie gerade abgelehnt hatte. Dieser kühne Plan ging auf einen Traum zurück, was Lou unerschütterlich gewiß sein ließ, daß das Vorhaben richtig sei, ebenso wie es seinerzeit ein Traum gewesen war, der sie in ihrer Entscheidung, die Konfirmation zu verweigern, bestärkt hatte. In diesem Traum sah sie »eine angenehme Arbeitsstube voller Bücher und Blumen, flankiert von zwei

⁶ An Lou von Salomé schrieb sie vorwurfsvoll: »Ich wußte wie durch ähnliche Dinge hier der Ruf mehrerer junger Mädchen gefährdet worden war, dachte an Ihre Mama und endlich auch an mich, die ich schon einmal durch das Betragen eines Wesens an das ich geglaubt, in die schrecklichsten Unannehmlichkeiten gerathen war. Rée kannte diese Geschichte und es verletzte mich von ihm, daß er daran, in der Befriedigung des Egoismus, nicht gedacht.« (Brief vom 25.5.1882; Dok. S. 112).